

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Rätsel einer Nacht. Eine Geschichte aus dem bäuerlichen Leben. Von
Hans Brandeck

[urn:nbn:de:bsz:31-335980](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335980)

Das Rätsel einer Nacht

Eine Geschichte aus dem bäuerlichen Leben

Von Hans Brandeck

I.



räge, tief und dunkel fließt das Wasser des Plaulbaches außerhalb des stillen Dörfleins Ebenhausen dahin, bis am Ende des sogenannten Hinterdorfes das Wehr des Kundenmüllers Morgentaler dem Wasser für eine kleine Weile Einhalt gebietet.

Es war anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Das Wetter war trocken gewesen seit Allerheiligen. Als der November zu Ende ging, erfolgte in der Spätnacht des Sonntags der schon längst erwartete Umschlag, und am Morgen regnete es in Strömen.

„Das gibt die erste Winterfeuchte“, sagten die Bauern und setzten sich nach getaner Stallarbeit an den Tisch. Es war eigentlich der erste rechte Rubetag seit dem Frühjahr her.

Die gewaltigen Regenmengen, auch in den Schwarzwaldbergen drinnen, brachten dem Plaulbache starke Wasserzufuhr, und nach dem Zünne sagte der Morgentaler zu seinem Mahlnecht: „Komm, Rudi, wir müssen das Wehr weiter aufmachen, sonst reißt's uns zusammen.“

Bei dieser Arbeit machten die zwei einen graufigen Fund.

Am Wehr drunten hing die Leiche eines jungen Mannes. Man zog sie heraus und legte sie auf den Bretterbelag nebenan.

„Am Gott, das ist ja der Grundlerkarl von Bachmoos drüben!“ rief der Mahlnecht aus.

„Wahrhaftig!“, bestätigte der Müller und trocknete sich die Hände. „Was für ein Unglück ist da g'schehen!“

„Bin heut in der Nacht noch um zehn bei ihm am Ecktisch in der Linde' g'sessen. Dann hat er ‚Gut Nacht!‘ g'sagt und ist fort. Er muß seinen Weg über den oberen Steg g'nommen haben und da ins Wasser g'fallen sein.“

„Hat er am End schieß g'laden g'habt?“

„Nit daß ich wüßt. Der Karl Grundler ist ja ein so solider Mensch g'wesen.“

„Weiß es auch nit anders. Aber jetzt das Unglück! Lauf schnell ins Dorf, Rudi, und sag's dem Bürgermeister.“

Der Müllerbursche eilte weg, und sein Meister trat ins Haus, der Familie drinnen über den traurigen Fund zu berichten.

Karl Grundler, der Tote, war ein Sohn des Krämers von Bachmoos, das ein Nebenort von Ebenhausen ist und eine Viertelstunde entfernt liegt. Der Krämer besaß vier Söhne, und weil nur einer das väterliche Haus mit dem landwirtschaftlichen Betriebe und dem kleinen Ladengeschäft übernehmen konnte, hatte der Vater die andern ein Handwerk lernen lassen. Karl war bei einem tüchtigen Mauermeister in der Stadt in der Lehre gewesen und hatte sich dann bis zu seiner Militärzeit als Maurer-gefelle im deutschen Vaterland etwas umgesehen. Er diente bei den 110er Grenadieren zu Mannheim und blieb nachher noch ein Jahr als Geselle in dieser Stadt. Da kam ihm der Gedanke, sich theoretisch mehr auszubilden, und der Bachmooser Krämer, sonst kein besonders vermöglicher Mann, wußte einen Weg zu finden, die Kosten für diese Ausbildung aufzubringen; und so bezog der Karl auf drei Jahre die Baugewerkschule zu Karlsrube. Jetzt ist er daran gewesen, seine Prüfung zum staatlichen Bautechniker abzulegen. Der letzte Seimataufenthalt vor den Prüfungstagen sollte



„Am Gott, das ist ja der Grundlerkarl von Bachmoos drüben!“

dem nun 27-jährigen strebsamen Menschen zum Verhängnis werden.

Jetzt, wie war das Unglück gekommen?

Der Regen hatte gegen Mittag nachgelassen. Am Nachmittag fuhr die Gerichtskommission Amtsrichter, Bezirksarzt und Altuar, ins Dorf ein, der Mühle zu. Denn schon der Bürgermeister hatte bei Besichtigung der Leiche und Nachschau durch den Schreiner Hannsjörg, der das Amt eines Leichenschauers bekleidete, gemeint: „Die Sach ist mir nit ganz klar. Der Tote hat einen ganz eing'schlagenen Hinterkopf. In unserm Plaulbach ist kein Stein, bis auf das Mauerwerk da am Wehr. Ob er aber da so hart ang'stoßen ist, daß es ihm den ganzen Schädcl zertrümmert hat, weiß ich nit. Das sollen andere Herren untersuchen.“

Die Gerichtskommission war noch an Ort und Stelle, als es schon dunkel geworden; denn der Bezirksarzt hatte nach eingehender Untersuchung festgestellt: es liegt ein Mord, zumindestens ein Totschlag vor. Daraufhin gab der Amtsrichter die Leiche nicht frei. Sie mußte in die Gemeindefeuer gebracht und dort vom Polizeidiener und zwei andern Männern bewacht werden. Am Vormittag wollte der Bezirksarzt wiederkommen und im Beisein eines Vertreters der Staatsanwaltschaft die Obduktion des Toten vornehmen.

Also Totschlag? Gar Mord? Ein Verbrechen in dem stillen Dörflein Ebenhausen, in welchem schon länger als hundert Jahre nichts mehr derartiges passiert war?

Einer hat den Verdacht geäußert, und noch am Abend sprach es sich im Dorfe herum: Der Schröterlenz.

Warum der? Ist das so ein grausamer Mensch, ein Hiskopf, daß er vielleicht im Streit? Im Streit! Das leuchtete vielen ein. Ja, denn das war im ganzen Dorfe bekannt: der Getötete und der Lorenz Schröter waren Nebenbuhler, und weiterhin ist bekannt gewesen, daß das betreffende Mädchen, die Rosa Blatter, als einzige reiche Tochter nicht gerne auf einen Bauernhof gehen würde und drum offenkundig dem Grundlerkarl den Vorzug gab, der später eine schöne Anstellung bekäme in der Stadt.

Also ein Eifersuchtsdrama in verschwiegener Nacht.

Am selben Abend saßen in der Lindenvirtsstube etliche Gäste beisammen. Der Vorfall des Tages bot reichlichen Gesprächsstoff. Die Lampe warf ihren traulichen Schein auf die Tischrunde, am Ofen schlief der Hund, und die große Kastenuhr hieb mit mechanischer Gleichmütigkeit Stück um Stück vom endlosen Bande der Zeit ab.

Am Nebentische saß die Wirtin mit ihren beiden Töchtern, nähend, strickend, stopfend, aber bei der Wichtigkeit der Unterhaltung

nebenan doch ganz Ohr über die vorgebrachten Behauptungen.

„Bah“, rief einer der Männer, „von einem Unglücksfall ist da doch nit mehr zu reden. Der Bezirksarzt hat's doch in meiner Gegenwart konstatiert, und wer's g'wesen ist, das weiß man ja auch.“

Einer entgegnete: „Bist immer dabei, Hannsjörg, vom Nebenmenschen das Schlimmste z'denten.“

Der Schreiner und Totenschauer regte sich auf: „Was? Da gibt's doch gar nig z'denten. Das ist doch Tatsach. Und jeder weiß es.“

„Ich weiß es nit!“ rief unten am Tisch ein junger Bauer. „Also red', Hannsjörg, wer soll es sein?“

Dieser nahm ein paar kräftige Züge aus seiner alten Pfeife — er rauchte einen selbstpräparierten Tabak, und dieser roch gerade nicht vom besten —, ließ die Augen rasch über die Gesichter der Tischgenossen schweifen und sagte dann bedeutungsvoll: „Wer's sein soll? Kein anderer als der Schröterlenz.“

Der Frager sieht den Hannsjörg mit starren Augen an. „Was sagst?“ stößt er nach ein paar Sekunden heraus, „der Schröterlenz, mein bester Freund?“

Die Männer sind verlegen, die drei Frauen sehen erschrocken nach dem einen und dem andern herüber, und selbst der Schreiner hat nicht den Mut, den Blicken des jungen Bauern standzuhalten; auch er fühlt in seiner Brust die Pein, welche die Erschütterung eines tiefwurzelnden Freundschaftsglaubens verursacht hat.

Der Wirt nahm das Wort. „Kann dir's nachfühlen, Ferdi, daß die Red dich nit freut. Auch mir ist's nit anders gungen. Und geht mir weg! Mir ist's, als ob das mit dem Schröterlenz nur ein böser Verdacht sei. Ich kann's ihm nit zutrauen. Der Lenz hat seine Fehler, wie jeder von uns auch, jawohl. Er ist ein Hiskopf, und da geht ihm manchmal der Gaul durch. Aber, daß er einen Menschen umbringt, das, mein' ich, könnt der Lenz doch nit.“

„Nein, das könnt er nit und das hat er auch nit getan!“ rief der Freund des Beschuldigten leidenschaftlich und schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „Kann's ihm einer beweisen?“

Der Hannsjörg hatte inzwischen seine Sicherheit wieder erlangt. „Beweisen meinst, Ferdi? Das werden die Herren vom Gericht schon besorgen. Und man weiß ja, warum's g'schehen ist. Das Blatterrösle hat halt den Grundlerkarl lieber g'habt. Eifersucht ist vielmal der Grund für so Sachen.“

Einen Augenblick schien dies Argument doch Zweifel an der Unschuld seines Freundes in dem Ferdi wachgerufen zu haben, er blickte wie hilflos von einem der Anwesenden zum andern. Dann aber nahm er zuversichtlich das Wort: „Ja, das ist wahr. Der Grundlerkarl ist wegen des Rösle dem Lenz im Weg g'wesen. Das hat er aber schon länger g'wußt und hat sich in sein Schicksal ergeben, und wenn man vor einem Jahr noch hat hören können, daß der Lenz im Wirtshaus über den Nebenbuhler loszogen hat, in letzter Zeit ist das doch gar nit mehr vorkommen.“

„Was wahr ist!“ bestätigte einer der Gäste.

„Ja, und so vernünftig ist der Lenz doch auch, nachdem er g'sehen hat, daß das Rösle den Karl lieber mag. Lieb' laßt sich halt nit erzwingen, und schon voriges Jahr hat er mir g'sagt, er hätt wohl eing'sehen, daß das Rösle in ein Bauerng'schäft nit so recht passen tāt.“

„Alles recht und gut, aber der Karl ist tot, und einer muß es g'macht haben. Wo ist denn der Lenz heut nacht g'wesen?“

„Bei mir dabeim. Und um zehn ist er beim.“

„Weißt das ganz sicher? Bist vielleicht mit ihm gangen, bis er im Bett g'legen ist?“ fragte der Hannsjörg hämisch.

„Der Schröterlenz ist alt genug und braucht keine Kindsmagd mehr.“

„Red! Heut Nacht hätt' ihn vielleicht eine vor dem Köpfen bewahrt.“

Eine Weile war's nach diesen Worten still. Keiner der Anwesenden vermochte sich augenblicklich dem Banne zu entschlagen, den des Hannsjörgs Bemerkung um den Banntreis der Gedanken gezogen.

In diesem Moment ging die Türe auf. Der Eintretende war — der Schröterlenz.

„Grüß Gott!“ sagte er raub und sah mit eigentümlich wildem und doch fragendem Blicke auf die Männer.

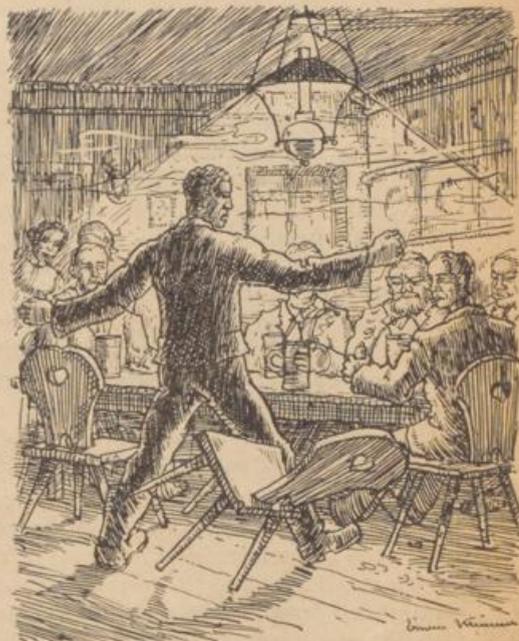
Sein Gruß wurde nur von zweien oder dreien erwidert. Der Wirt stand auf, um dem neuen Gaste den Platz neben dem Ferdi frei zu machen. Drüben am Nebentische rückten die beiden Mädchen erschrocken näher zur Mutter hin, wie ängstliche Kücklein zur Henne, wenn über dem Hofe ein Sperber kreist.

Lorenz Schröter setzte sich. Sein Nachbar zur Linken, ein etwa vierzigjähriger Mann, sah mit einem furchtsamen Blick an der großen Gestalt des Neuankommenden hinauf und rückte, vielleicht unwillkürlich, mit seinem Stuhle ein Stückchen weg.

Der Wirt fragte seinen neuen Gast nach dem Begehr und trug ihm hernach ein Glas Wein auf. Sein „Wohl bekomm's!“ war

innerhalb vier oder fünf Minuten der einzige menschliche Laut, der in der Stube gehört wurde.

Der Lorenz Schröter nahm einige kräftige Züge. Dann rief er: „Warum redet ihr nit? He? Weil ich da bin, von dem böse Mäuler sagen, ich hätt' den Grundlerkarl umbracht? — Ferdi, redst auch nit. Meinst auch du, daß ich ein Mörder wär?“



Schröter sprang auf, daß sein Stuhl rücklings umfiel

Der junge Bauer streckte seinem Freund die Hand hin. „Nein, Lenz, ich halt dich nit dafür. Aber da in der Stub sind welche, die meinen, du hätt'st es g'macht.“

„Was?“ schrie der Schröter und sprang auf, daß sein Stuhl rücklings umfiel und die weiblichen Anfassern des Nebentisches sich erschrocken erhoben und sich zur Flucht bereithielten. „Was? Wer den Mut hat, mir das ins G'sicht zu sagen, der soll's tun.“

Hochaufgerichtet, keuchenden Atems und die Augen rollend, stand der Lenz da. Er hielt die Arme mit den zuckenden Fäustern seitlich ausgestreckt. Aber schon hatte der Ferdi — den Stuhl wieder aufgestellt und drückte den Freund auf den Sitz.

„Mach keine G'schichten, Lenz, es kann ja keiner was dafür, daß der Schein gegen dich ist.“

Auch der Gastwirt sprach beruhigend auf den Erregten ein.

Schröter wandte sich jetzt, ruhiger geworden, an seinen Freund. Er sprach zu diesem, als

wenn niemand sonst anwesend wäre. Aber alle lauschten seinen Worten; der Hannsjörg so sehr, daß ihm die Pfeife ausging und er sich nicht Zeit nahm, sie wieder anzuzünden.

„Hast eben g'sagt, Ferdi, daß der Schein gegen mich sei. Was soll das sein mit dem Schein? — Gestern nacht bin ich von dir daheim weg. Ich frag mich, sollst noch in d'Linde? Nein, sag ich, hast jekt neuen Most getrunken und magst kein Bier und keinen Wein. Also geh ich heim. Und heut in der Früh bin ich trotz des Regens an die Station und auf den Zug, denn das hatt' ich mir fest vorg'nommen, hab dir ja gestern auch erzählt, was für G'schäfte mich in d'Stadt treiben. Wie ich heut abend um sieben Uhr heimkomm', s' ist ja um halbsechs schon ganz nacht, da sitzt in der Stub die Mutter, hat die Händ vor dem G'sicht und weint. O' Bevi, unsere Magd, kommt unversehens zur Tür rein, hat rote Augen, sieht mich, fährt zusammen und geht schnell wieder raus. Ich frag die Mutter, was denn los sei. Sie sieht mich an, lang, sagt aber nix, weint nur laut auf. Da werd ich zornig.

„Ja, ums Himmels willen, was habt Ihr denn? Redet, Mutter, was soll das Heulen?“

Jetzt fällt die alte Frau auf die Knie nieder, hebt die Hände zu mir auf, wie zu einem Herrgott, und jammert: „Lenz, mein Bub, hast du's getan?“

„Was getan?“ frag ich und meine schier, die Mutter wär' nit mehr recht im Kopf. Da rückt sie raus: „Den Grundlerkarl haben sie heut vormittag am Mühlenwehr tot aus dem Plaulbach zogen, ermordet, wie sie sagen. Und vor einer Stunde hat's des Wendels Xaveri zu unserer Bevi g'sagt, die Leut reden so, als ob du's getan hätt'st.“ — Das ist mir alles wie ein Traum. „Ach? Was sagt Ihr da, Mutter? Warum soll ich da etwas g'macht haben?“

„Es wär' dein Nebenbuhler g'wesen, heißt's, ich hab aber doch g'meint, du hättest dir das Blatterrösle längst aus dem Kopf g'schlagen?“

„Hab ich auch, und mit dem Grundlerkarl, wenn er wirklich tot ist, hab ich garnix z'tun.“ Da sieht sie mich an, so voller Angst. Jetzt nehm' ich ihre Händ und drück sie an meine Brust. „Mutter“, ruf ich, „so wahr Ihr mich geboren habt, so wahr hab ich dem Karl nix getan, hab ihn nit g'sehen, gestern nit und seit acht Tagen nit. Ich bin unschuldig, mögen die dummen Leut sagen, was sie wollen.“ Da glaubt mir die Mutter. „Hab's ja g'wußt, Lenz, bist kein Mörder. Da drinnen hab ich's g'spürt, daß ich keinem Mörder das Leben gegeben und keinen großgezogen hab.“ Und sie weint jekt

vor Freud, und wir liegen uns in den Armen wie nie im Leben.“

Die Hörer schweigen, weiß keiner ein Wort zu sagen. Auch dem Hannsjörg ist der spöttische Zug im Mundwinkel gewichen.

Endlich sagte der Lindewirt: „Ist eine böse Sach, das. Ein guter Mensch ist tot, ein anderer ehrenwerter soll das auf dem Gewissen haben. Das ist ein schlimmer Schlag für unsere Gemeinde. Ob nit doch nur ein bedauerlicher Unglücksfall vorliegt?“

Man besprach noch dies und das. Aber der Hannsjörg redete nicht mehr viel.

Doch am nächsten Vormittag kamen zwei Gendarmen ins Dorf, um den Lorenz Schröter zu verhaften.

Der junge Bauer leistete heftigen Widerstand und schrie immer: „Ich lass' mich nit einsperren. Ich hab nix mit der Sach z'tun und bin unschuldig.“ Doch darauf konnten sich die Beamten nicht einlassen, sie hatten nur den ihnen gegebenen Befehl auszuführen. Da wurde der Bürgermeister beigeholt.

Dieser redete dem Lenz gütlich zu. „Sei vernünftig! Die Sach muß nun mal untersucht werden, und die Gerichtsherrn brauchen dich dazu jeden Tag und zu jeder Stund. Da können sie doch nit immer herauskommen zu dir nach Ebenhausen oder dich kommen lassen. Also, mach keine G'schichten, Lenz, nun ist's mal so, und vielleicht bist in zwei, drei Tagen schon wieder daheim.“

Auch die Mutter, so schwer sie das traf, konnte dem Sohne nicht anraten, seinen Widerstand fortzusetzen, und endlich, als die Beamten drohten, sie müßten jekt Gewalt anwenden und wenn notwendig ein paar handfeste Männer beibefehlen, und der junge Mann würde sich dadurch seine Sache nur erschweren, und gerade wenn er unschuldig sei, werde sich alles sehr bald der Wahrheit gemäß herausfinden und klären, da war er vernünftig genug und fand sich bereit, mitzugeben. Es war ihm aber hernach doch eine entwürdigende Sache, als ihn die Gendarmen in die Mitte nahmen und fast durch das ganze Dorf führten. Da wegen der fortgeschrittenen Winterszeit die Feldarbeit ziemlich ruhte, waren die Ortseinswohner in der Mehrzahl zu Hause, schauten zu den Scheiben heraus, und weil gerade die Schule aus war, begegneten die Kinder dem ungewohnten Transport, machten große Augen und wichen scheu zur Seite: Der Schröterlenz, dessen Mutter eigentlich das größte Bauerngeschäft im Dorfe hatte, den man vielleicht schon zum Gemeinderat gewählt haben würde,

wenn er verheiratet und selbständig gewesen, der — ein Mörder!

Und der Hannsjörg, der es gewußt und da und dort herumgetragen hatte, daß die Verhaftung des Lenz gerichtsseitig angeordnet war, hatte sich aus seiner Werkstatt entfernt, wo er gerade den Totenschrein für den Grundlerkarl in Arbeit genommen, sah öfters die Straße hinab, und wie dann die Erwarteten nahten, meinte er mit Selbstbewußtsein: „Natürlich.



Die Gendarmen führten den Lenz
fast durch das ganze Dorf

Hab's ja immer g'sagt: Kein anderer kann's g'wesen sein wie der Schröterlenz. Da wird ihm auch nix nützen, wenn der Ferdi zu ihm haltet.“

Der junge Bauer wurde zunächst dem Amtsrichter vorgeführt und dann im Bezirksgefängnis inhaftiert. Aber schon am andern Tage ordnete der Staatsanwalt beim zuständigen Landgericht die Überführung des Verdächtigen in das Kreisgefängnis an, und es war schon gut, daß der Lenz den Artikel des Wochenblattes in der Amtsstadt über seine Täterschaft nicht zu lesen bekam und traurig genug für das gequälte Mutterherz, das diesen journalistischen Erguß, von dem man meinen konnte, er fuße auf den Angaben des Hannsjörg, Wort für Wort in sich aufnehmen mußte.

Selbstverständlich, mit dem Trost des Herrn Bürgermeister, daß der Lenz vielleicht in drei Tagen wieder zurück sein werde, war es Essig. Das Gericht, natürlich eifrig bestrebt, Licht in diese dunkle Sache zu bringen, hat die eingehendsten Erhebungen gemacht, und bald ist schier das halbe Dorf zur Einvernahme einbestellt gewesen. Auch die Mutter des Verhafteten war gehört worden. Sie gab zwar an, sie sei in jener Sonntagnacht gegen zehn Uhr zu Bett gegangen und habe eben erst ihr Nachtgebet verrichtet

gehabt, da sei die Haustüre aufgeschlossen worden und bald darauf habe sie ihren Sohn droben in seiner Kammer herumlaufen hören, hätte sich auch darob gewundert, da er sonst gern an Sonntagen in lustiger Gesellschaft bis Feierabend zu verbleiben pflege, es sei ihr aber gleich eingefallen, daß er ja am Morgen zeitig auf den Zug wolle und zur Station eine Stunde zu gehen habe. Aber ihrer Aussage ward als befangen keine besondere Bedeutung beigelegt, um so weniger, als Bevi, die Magd, das Heimkommen des Lenz nicht gehört und der Knecht im „Pflug“ Karten gespielt hatte, bis der Dorfpolizist die Hocker heimgetrieben.

Doch die Sache wollte nicht weiter gehen; der Lorenz Schröter gab von der Anklage gar nichts zu, und mochte der Untersuchungsrichter auch einen Vorgang des Mordes, wie ihn Wahrscheinlichkeit und bisherige Ermittlungen boten, zusammenkonstruiert haben — es war dem Lenz in Wirklichkeit nichts nachzuweisen. Da schüttelte denn der vernehmende Beamte zweifelnd den Kopf, und mehr als einmal sagte er zu seinem Schreiber, wenn der Gefangene wieder abgeführt war: Ob nicht doch ein Unglücksfall vorliegt?

Aber dem stand das glatte gerichtsarztliche Gutachten entgegen, daß der Karl Grundler durch zwei mit einem dicken Bengel ausgeführte Schläge auf den Hinterkopf schwer bewußtlos gemacht und dann in den tiefen Plaulbach geworfen wurde, wo er ertrunken sei. Zwar haben die Kriminalisten trotz eifriger Suchens dieses Holzstück nicht auffinden können. Es konnte aber sehr wohl der Fall sein, daß der Täter den Bengel ebenfalls in den Plaulbach geworfen hatte und das gesuchte Beweisstück dann in den Rhein gelangt sei, in den der Bach ab Ebenhausen nach einem Laufe von sechs Kilometern mündet.

Auch sonst waren Spuren des nächtlichen Vorganges, vielleicht auch eines vorangegangenen Kampfes, nirgends aufzufinden; wo solche etwa vorhanden gewesen, sind sie durch den schier zwölf Stunden anhaltenden Regen völlig verwischt worden.

Weihnachten war schon vorüber. Der Lorenz Schröter saß noch immer im Kreisgefängnis als Untersuchungsgefangener. Denn die Staatsanwaltschaft hatte die Anklage aufrecht erhalten. Bei der nächsten Schwurgerichtssitzung sollte darüber verhandelt werden. In Ebenhausen waren nur noch wenige Leute, welche den Lenz nicht als den Mörder ansahen und nicht der Meinung waren, daß ihn sein hartnäckiges Leugnen bei der Gerichtsverhandlung keinen Pfifferling nützen werde.

II.

Das letzte Haus gegen die Berge und gegen die Bahnstation zu war ein villenartiges Gebäude, erst etwa vor einem Duzend Jahren erstellt. Hinten schlossen sich zwei große Tabakschuppen für Einlagerung und Trocknen an. Dieses Anwesen gehörte dem Tabakhändler Jakob Blatter. Manche Leute ärgerten sich zwar, wenn sie an dem schönen Hause vorbeigingen; sie sagten, das ist von unserm Tabakgelde gebaut, aber das stimmte doch nicht ganz. Besonders seit Blatter als selbständiger Großhändler fungierte, hat er der Gemeinde manches genützt, das Preisgedrücken unterbunden oder gar mehr geboten als andere, um in Ebenhausener Tabaken größere Einkäufe zu tätigen.

Das einzige Kind des Jakob Blatter war eben das Rösle, das sich dem Karl Grundler versprochen hatte. Zwar die offizielle Verlobung sollte erst ausgesprochen werden, wenn der Bautechniker sein Examen gemacht haben würde. Ursprünglich hatte ja der Vater andere Absichten gehabt mit der Versorgung seines Kindes; von einem Amtmann träumte er als Schwiegerohn oder einem Notar. Denn das Rösle galt als das reichste Mädchen weit in der Runde, hatte gar kein übles Äußeres und trug in der Brust ein herzengutes Gemüt, als Erbstück der vor fünf Jahren verstorbenen Mutter. Weil aber der Vater sein Kind schier abgöttisch liebte, hatte er auf dessen Bitten schließlich nichts dagegen, daß das Rösle den Karl Grundler gern sah.

Der Jakob Blatter, ein Bauernohn und anfänglich selbst Inhaber eines landwirtschaftlichen Betriebes, war ein schlauer Kopf. Er



Und zweimal in der Woche fuhr er mit den Rappen nach der Station

hatte es in jungen Jahren schon herausgefunden, daß ein einziges Stündlein Handel leichter ist und einträglicher sein kann als 24 Stunden Arbeit. Da hat er sich auf den Tabakhandel verlegt, machte erst den Aufkäufer für Firmen, die schon länger Abnehmer waren in Ebenhausen und Umgebung. Hernach, als er etwas verdient, kaufte er den Bauern auf eigene Faust ihren Tabak ab. Denn hier in der Gegend wuchs ein

geschätztes Tabakraut, und namentlich das Sandblatt war sehr beliebt. Sein Bauerngeschäft hatte der Jakob Blatter schon längst aufgegeben; die meisten Felder waren verkauft, das wenige, was noch da war, verpachtet. Er hatte es nicht mehr nötig, so früh aufzustehen wie seine Mitbürger, brauchte nicht mehr im Sonnenbrand auszuhalten den ganzen Tag über, nicht mehr zu sorgen wie sie: Bringen wir das Heu noch heim vor Losbruch des Gewitters, kommen Weizen und VöÙe gut in die Tenne, wird uns doch nicht das Hagelwetter, das am Himmel droht, die schönen, kräftigen Tabakblätter zerfetzen! Nein, so ein gemachter Mann hatte das alles nicht mehr nötig. Er saß den ganzen Tag an seinem Schreibtisch und rechnete. Und zweimal in der Woche fuhr er mit seinen beiden Rappen nach der Station und meist mit dem Zuge weiter, in Geschäften.

Manche Leute munkelten zwar, mit dem Reichtum müsse es in letzter Zeit nicht mehr so wichtig sein bei dem Herrn Blatter. Tatsache war, daß er im letzten Spätjahr nicht so viel Tabak gekauft hatte, wie in zehn und fünfzehn Jahren vorher, auch ist das Geld nicht mehr ganz so prompt auf den Tischen der Verkäufer gelegen wie früher. Aber das waren wohl nur Beobachtungen von Leuten, die von geschäftlichen Gepflogenheiten nichts verstehen.

Es läßt sich begreifen, daß der tragische Tod des Geliebten dem Rösle sehr nahe gegangen ist. Das Mädchen hatte den Karl aufrichtig lieb gehabt. Es war aber ein besonderer Umstand, der diesen Fall für Rosa Blatter mehr noch beklemmend machte.

Sie glaubte nicht an die Schuld des Lorenz Schröter. Vor zwei und drei Jahren, da sie achtzehn und neunzehn gewesen, da ist sie von dem Lenz stark umworben worden. Sie mochte damals den großen, kräftigen Mann nicht übel leiden, wußte aber, daß ihre Erziehung nicht für ein Bauernhaus erfolgt war. Hat darüber auch mit ihren Freundinnen, besonders den Töchtern des Lindenvirts, gesprochen, und sicher ist dem Lenz das zugetragen worden. Was schließlich zur Folge hatte, daß der junge Bauer in seinem Werben nachließ, und tatsächlich hat sie auch in der letzten Zeit nichts mehr darüber gehört, daß der Lenz auf den Karl noch eifersüchtig gewesen sei, was freilich vorher so heftig der Fall war, daß das ganze Dorf darüber sprach. Und auf diese öffentlich bekundete Eifersucht stützte sich ja auch die ganze Mordanklage wider den Schröterlenz.

Karl Grundler ist am Anglückstage gegen fünf Uhr abends zum Abschiedsbefuch gekommen. Die beiden Liebenden sprachen über ihre

Zukunftspläne, und da zeigte sich, wie aus den Äußerungen Rosas hervorging, daß der Vater des Mädchens mit einer baldigen Heirat nicht rechnete, zur geringen Freude der beiden Liebenden.

„Der Vater ist wohl unten in seinem Schreibzimmer? Ich will mich doch von ihm verabschieden, da werd ich gleich die Sache mit ihm bereden“, hatte Karl gesagt. Sie hörte ihn dann gegen sieben Uhr das Haus verlassen. Beim Abendbrot, das Rosa selbst aufsticht, weil die Magd zu Verwandtenbesuch ins Nachbardorf gegangen war, ist der Vater ziemlich einsilbig gewesen, was in den letzten Monaten öfters der Fall war, da er, wie die Tochter wohl merkte, geschäftliche Sorgen hatte. Er ging nachher wieder an seine Bücher.

Und dann am andern Tage war das Unglück bekannt. Rosa machte gegen niemand ein Hehl daraus, daß sie an eine Schuld des Schröterlenz nicht glaube. Sie hat das auch in der Voruntersuchung bekundet und sollte für die Schwurgerichtssitzung als Zeugin geladen werden.

Dieser Zeitpunkt rückte immer näher.

Da stand drei Tage vor dem festgesetzten Verhandlungstermin in einem wohlausgestatteten Geschäftszimmer des Landgerichtsgebäudes in der Kreisstadt ein untersehter Mann mit bleichem, vornübergebeugtem Gesicht.

„Ja, Herr Staatsanwalt, es ist so, wie ich sagte, ich habe den Karl Grundler zu Ebenhausen umgebracht.“

Die rundliche Gestalt des Gerichtsbeamten war etwas zurückgetreten, seine Augen blickten scharf in die Züge des Mannes, der soeben dieses schwerwiegende Geständnis gemacht.

„Ja, zunächst habe ich keine Gründe, die Wahrheit Ihrer Worte zu bezweifeln, Herr Blatter. Es ist mir ohnehin schon einmal der Gedanke gekommen, Sie könnten am Tode des Grundler interessiert sein. Da aber das bisherige Erhebungsmaterial keine weitere Grundlage bot, bin ich diesem Gedanken nicht weiter nachgegangen. Es wäre aber wohl doch dazu gekommen, Ihre Täterschaft in Frage zu ziehen, denn wenn die Hauptverhandlung kein anderes Beweismaterial gegen den seit mehr als vier Monaten inhaftierten Lorenz Schröter gebracht hätte, so würde er doch freigesprochen worden sein.“

Der Tabakhändler stieß einen tiefen, ächzenden Seufzer aus, seine Gestalt wankte, und er mußte sich auf den Stuhl niedersetzen, den ihm der Staatsanwalt vorher angeboten hatte. Dieser versuchte jetzt mit einer charakteristischen Handbewegung, dem Tabakhändler zu befehlen, mit seinem ausführlichen Bericht zu beginnen.

„Zu Ebenhausen und weit drum herum hält man mich heut noch für einen reichen Mann“, fing Jakob Blatter an, „ich bin es aber nit mehr, velleicht schon nit mehr, seit meine Frau g'storben ist. Denn von dem Zeitpunkt an hab ich mich nit mehr mit dem Tabatg'schäft begnügt, wollt' schnell reich werden und hab mich aufs Spekulieren verlegt. Das ist mein Unglück worden. Bin schlecht beraten g'wesen und hab an einem Tag mehr verloren, als mein Weib in die Eh' mitgebracht hat. Bald hab ich Hypotheken auf mein Anwesen aufnehmen müssen, und später, da ich kein Geld mehr von den Banken erhielt, muß ich mich an Geldjuden hängen und bin nimmer aus ihren Klauen kommen, wie das so geht. Da hat mir ein Gläubiger den Rat gegeben: Ihr habt doch eine saubere Tochter, verschafft Euch einen reichen Schwiegersohn, der das verschuldete Anwesen wieder freikaufen kann. Den hab ich auch g'funden, einen Wittling aus der Pfalz drunten mit vier Kindern, aber auch einem hübschen Geld. Jest ist mir aber der Karl Grundler im Weg g'wesen. Der muß also seine Absicht auf meine Tochter aufgeben, bevor der Wittling zur Brautschau kommt, sag ich mir, und weil grad der Karl droben bei dem Maidele ist zum Ade sagen, paß ich ihn ab, wenn er d' Trepp runterkommt, nehm ihn in mein Büro und sag ihm, daß er von der Rosa lassen muß.“

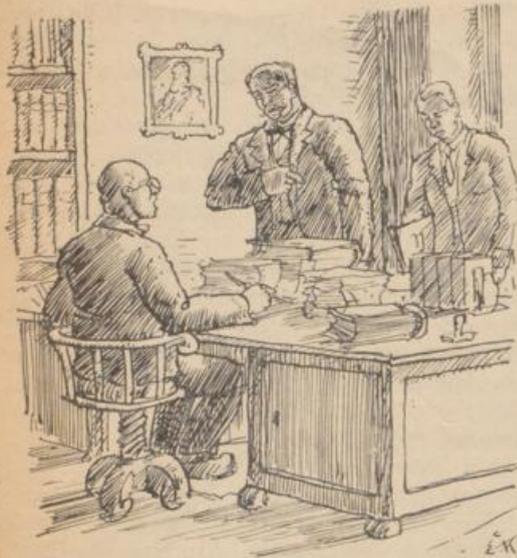
Blatter, der während seines Berichts den Kopf tief gesenkt hielt, machte jetzt eine Pause und holte tief und seufzend Atem. Sein Blick irrte unstät von einer Diele des Fußbodens zur andern.

Ungeduldig gebot ihm der Staatsanwalt, weiterzufahren.

Instinktiv gehorchte der Tabakhändler: „Der Karl hört mich an und ein höhnisches Lächeln geht um seinen Mund. Dann sagt er: Ich weiß, warum Ihr uns nit heiraten lassen wollt, Ihr seid ein armer Mann, Herr Blatter. Durch einen Zufall hab ich zu Karlsruhe den Schreiber aus einem Judenbüro kenneng'lernt, von dem hab ich's erfahren, wie's um Euch steht. Aber das sag ich Euch: Wenn ich mein Examen g'macht hab, komm ich wieder, und wenn Ihr mir dann die Rosa immer noch nicht geben wollt, so werd' ich dafür sorgen, daß zu Ebenhausen die Leute alle erfahren, daß Ihr ärmer seid als das kleinste Bäuerlein. Ich bin zu Tod erschrocken, red kein Wort und laß den Karl stehen, bis er von allein fortgeht.“

Hernach sitz ich und denk. So weit ist's also! Da packt's mich, und ich fahr auf. Nein, der

Karl darf nit reden! Wenn der gewählte Schwiegersohn da ist, ist auch wieder Geld und Ordnung im G'schäft. Dann ist alles wieder



„Es ist vorsätzlicher Mord, Blatter!“
sagte der Staatsanwalt

gut. Aber dem Karl muß die Zung lahm g'macht werden. Und so denk ich eine Stund, vielleicht auch länger. Dann kommt mir eine Idee. Sie ist schrecklich, aber ich komm nit von ihr los. Schleich mich aus dem Haus und auf stillen Wegen ins Dorf. Seh durch das Hofenfenster in die Wirtsstube der Linde; drin sitzt der Karl etwas still inmitten einer vergnügten Runde. Seh' gerade, wie er den Geldbeutel zieht und seinen Wein bezahlt. Er muß morgen zeitig zur Bahn und wird den nächsten Weg ins Bachmoos über den oberen Steg nehmen, denk ich und eil an den Plaulbach. Dort sieh'n vier dicke Pappeln. In der Näh hat der Hannsjörg einen halbverfallenen Gartenzaun, da reiß ich einen freistehenden Bengel heraus und stell mich hinter die dickste Pappel. Nit lang, da kommt der Karl. Er pfeift halblaut vor sich hin. Ich laß ihn an mir vorbei und spring dann vor und geb ihm zwei Schläge auf den Hinterkopf. Ganz still sinkt er zusammen. Ich wälz ihn zum Bachlauf und stoß ihn ins Wasser. Gleich sinkt er, den Bengel schleudere ich auch in den Bach und seh noch, wie er langsam fortschwimmt. Wie ich über die Matten und Äcker heimischlich, kommt mir erst in den Sinn, daß mein Sach eine ganze Dummheit g'wesen ist. Man wird den Karl finden und erkennen, daß er nit verunglückt ist. Man wird die Stell suchen, wo er ins Wasser

g'worfen worden ist und den vertrampelten Rasen sehen. Da kommt der Regen, und ich weiß, man wird nichts mehr sehen. Dem Wittling hab ich aber abg'schrieben. Und jetzt ist's so weit. Morgen wollen die Gläubiger meinen Konkurs beantragen, dann kommt mein Bankrott ans Tageslicht, und weil man dem armen Kerl, dem Lorenz Schröter, doch nichts nachweisen kann, wird man an mich denken. Also bin ich da: ich büße; den Schröter aber können Sie heimlassen, Herr Staatsanwalt.“

„Es ist vorsätzlicher Mord, Blatter!“, sagte der Staatsanwalt und rief seinen Aktuar herein. Es ward ein Protokoll aufgenommen, und als dies unterschrieben war, drehte sich der Beamte um und drückte auf einen Kontakt an der Wand, indes der Aktuar sein Schriftstück nochmal überprüfte, um den Übeltäter nicht ansehen zu müssen.

Im selben Augenblick knallte ein Schuß durch das Zimmer und sofort noch einer. Der Tabakhändler wankte, aus zwei Kopfschunden rieselte das Blut. Die Waffe entglitt seiner Hand und fiel zu Boden. Die Gestalt Blatters knickte zusammen.

Staatsanwalt und Schreiber eilten erschrocken herzu; draußen wurden die Türen aufgerissen, und bald befand sich die ganze Beamtenschaft des Gerichtsgebäudes im Dienstzimmer des Staatsanwalts. Als letzte Lebensäußerung konnten die Nächststehenden von Blatters Lippen vernehmen: „Ich hab gesühnt. Gott sei meiner armen Seel gnädig.“

Noch am selben Tage öffneten sich für den Lorenz Schröter von Ebenhausen die Tore des Untersuchungsgefängnisses.

III.

Mehr als zwei Jahre sind seit diesem Vorkommnis dahingegangen.

Es ist Sommer. Auf einem Bänkehen unter dem Schatten eines großen Apfelbaumes sitzt eine Mädchengestalt und windet eine Guirlande aus Tannenreis. Diese soll morgen Abend über die Eingangstüre gehängt werden, denn die älteste Tochter des Hauses wird Hochzeit machen.

Bei dieser Arbeit kommen der Kranzwinderin allerlei Gedanken, und langsam werden ihr die Augen feucht.

Welche harten Schicksalschläge sind ihr Los gewesen: Erst die gute Mutter verloren, dann zog man den Geliebten, mit dem sie den Weg durchs Leben durchschreiten wollte, ermordet aus dem Wasser, dann das Schrecklichste: Der Vater ist der Mörder, richtet sich selbst, und

man bringt seine Leiche nach Ebenhausen, gibt ihr aber nicht die letzte Ruhestätte neben der Mutter, nein, zu hinterst an der Kirchhofsmauer. Und dann die natürliche Folge, alles kommt unter den Hammer, der Rosa Blatter bleibt nichts mehr, als was sie auf dem Leibe trägt.

Jetzt ist sie bei entfernten Verwandten als Magd.

Außen am grünen Gartenhag geht ein Weg vorbei. Das Mädchen hat sich mit dem Schürzenzipfel die tränennassen Wangen getrocknet und arbeitet weiter. Ihre Gedanken spinnen fort aus der Vergangenheit in die Gegenwart und in die lichtarme Zukunft. Was würde ihr Schicksal sein? Magd bleiben bis zu ihrem Tode?

Doch war sie unglücklich ob diesem Ausblick? Mit nichten. Sie hatte den Segen der Arbeit kennengelernt, stand in der Küche, ging in den Stall, hakte auf dem Acker und band zur Erntezeit Garben. Hatte eine innere Befriedigung, wenn alles recht war. Freilich, im Anfang wollten ihr gar manchmal die Kräfte versagen, sie war ja das alles nicht gewohnt, hatte im Elternhause keinerlei ernste Arbeit verrichten müssen. Jetzt aber hieß es zupacken gleich den eigenen Leuten im Hause. Schien ihr manchmal eine harte Lehre.

Aber ist nicht der nur ein halber Mensch, der keine Lehrzeit durchgemacht hat?

So waren jetzt beim Kranzbinden die Tränen wieder getrocknet. Im Hause herrschte selbst bei strenger Arbeit ein froher Sinn. Die Töchter sangen viel und schön. Aber Rosa hätte nicht mitsingen können. Kein Ton war seit den Vorkommnissen zu Ebenhausen über ihre Lippen gekommen; und hatte doch früher so gerne gesungen, besonders im Terzett mit den beiden Töchtern des Lindenvirts. Das war allemal für die Sängerinnen selbst und für die Hörer eine rechte Freude gewesen, wenn sie bei besonderen Anlässen, bei der Weihnachtsfeier des Militärvereins, beim Cäzilienfest des Kirchenchores, ihre dreistimmigen Weisen ertönen ließen in Wohlklang und Innigkeit, so daß man auch in den Nachbardörfern von den drei Ebenhausener Nachtigallen geredet hatte. Ein Lied besonders war immer wieder verlangt worden: Das Röslein im Tal. Ja, wieviel hundertmal hatte dieses Lied die Hörer zu Tränen gerührt. Wie heißen doch die Schluszeilen der letzten Strophe?

Was flüstern nun, was sagen
die Stimmen allzumal?
Sie flüstern, ach, sie klagen:
Das Röslein starb im Tal.

Und gleich ging ihr die schmelzende Melodie durch den Sinn, da sang sie auch schon, ganz leise nur, aber doch ging hernach ein Lächeln, halb Wehmut, halb Freude, über ihr Gesicht.

Da, war es ihr nicht, als ob jemand ihren Namen rief? „Rösle!“

Sie sah auf, verwundert, schon deshalb, weil man im Hause sonst „Rosa“ zu ihr sagte. Das zärtlichere „Rösle“ war seit der Ebenhausener Zeit ganz in Vergessenheit geraten. Doch sah sie niemand.

Dann nach einer Weile wieder: „Rösle!“ Jetzt entdeckte sie den Rufer. Am grünen Hag stand er hochaufgerichtet und lachte herüber. „Hab dich singen hören, das alte liebe Lied.“

Eine Blutwelle schoß ihr durch den Kopf. Das war ja — der Lorenz Schröter von Ebenhausen, der durch die Schuld ihres Vaters so lange im Gefängnis schmachten mußte.

Sie war so erschrocken, daß sie auf sein herzliches „Grüß dich Gott, Rösle!“ gar nicht geantwortet hat.

„Darf ich herein kommen zu dir in den Garten?“

„Ja — das darfst schon —, wenn du willst!“ brachte sie stotternd heraus.

Da ging er durch den Hof in den Garten, faßte mit beiden Händen ihre Rechte und drückte sie lange.

„Daß ich hierberkomm', wundert dich?“
„Ja, hast Geschäfte hier?“



Am grünen Hag stand er hochaufgerichtet
und lachte herüber

„Geschäfte? Wie man's nimmt. Aber laß dir erst mal erzählen, Rösle, wir zwei haben uns ja schon so lang nit mehr g'sehn.“

Sie nahm die Arbeit wieder auf, und der Lenz berichtete: „Im Mai ist mir die Mutter g'storben, 68 Jahr alt und ist nur fünf Tag krank g'wesen. Lungenentzündung. Jetzt treib ich das Hauswesen um mit der Bevi und einer jungen Magd. Aber weißt, auf die Dauer geht das nit und eine Bäuerin muß ja doch mal ins Haus; zu früh ist's für mich nit, denn ich bin ja schon zweiunddreißig.“

„Er wird g'hört haben, daß die Walburga mal einen schönen Basen Heiratsgut mitbekommt, und nun will er mal Ausschau halten. Drum also ist er hiesig“, dachte sie.

Der Lenz fuhr fort: „Jetzt muß ich mir halt eine Bäuerin suchen und grad drum bin ich da und will sie fragen.“

„O' Walburga?“

Er schaute sie verwundert an. „Walburga? — Kösele, ich kenn in diesem Dorf nur ein Maible, und das bist du. Dich will ich fragen, ob du mein Eheweib werden willst.“

Sie hatte mit flüchtigem, halb erschrockenem Blick zu ihm aufgeschaut, jetzt senkte sie den Kopf und ihre Wangen waren bleich geworden.

„Lenz! Was soll ich davon halten? Weißt ja, wie's um mich steht, und daß ich nir hab als eine unrühmliche Vergangenheit. Weißt auch, daß ich dich damals — abg'wiesen hab'.“

„Ja, das weiß ich alles. Muß sagen, daß du den Karl Grundler lieber g'habt hast als mich und daß er damals auch besser zu dir gepaßt hat als ich. Aber der Karl ist nun mal tot. Kannst ihn nit mehr lieb haben, kannst ihn nur im Gedächtnis behalten. Du lebst aber,

und weil dich jetzt so ein herbes Los so allein g'stellt hat auf der Welt, sollst du einen Menschen haben, der dich gern hat und schon lange gern g'habt hat. Weißt, Kösele, echte große Lieb, die stirbt nit und kann nit sterben. Und drum hab ich dich noch grad so gern wie früher, und mein einziger Wunsch ist, daß du mir g'hören sollst. — Sag mir's!“

„Lenz! Ich kann das gar nit fassen. Und jetzt kann ich dir keine Antwort geben. Ich bin ja gar nit wert, daß du mich nimmst.“

„Geh, Kösele, du bist ja an allem unschuldig. — Ich will mal mit deinem Bauern reden. Ist er drin im Haus?“

„Rein, er ist ins Nebland g'fahren, Wein holen, denn die ältere Schwester der Walburga macht übermorgen Hochzeit.“

„Gut“, meinte er jovial, „dann halten wir zwei gleich mit, so geht's in einem.“

Sie mußte lächeln ob dieser Bemerkung, er aber sagte weiter: „So werde ich auf alle Fälle warten, bis dein Bauer zurückkommt. Inzwischen will ich dich allein lassen, daß du dir alles wohl überlegen kannst. Ich hab mein Fuhrwerk im ‚Kösele‘ eing'stellt und geh einstweilen dahin.“ Er reichte ihr die Hand, sah sie voller Treuherzigkeit an und schritt aus dem Garten.

Am Abend kam er wieder, und als er jetzt Abschied nahm, schlang er seinen Arm um ihre Hüfte und beugte sich zu ihrem Munde nieder. „In sechs Wochen ist Hochzeit, Kösele?“

Ein leises „Ja!“ war ihre Antwort.

Wann haben wir einen gelinden Winter zu erwarten?

1. Wenn manche Bäume im Herbst noch einmal blühen.
2. Wenn es im Sommer keinen Höhenrauch gegeben hat.
3. Wenn viel Mäuseflecke im Feld steht.
4. Wenn der vergangene Sommer trocken und nicht zu heiß war.
5. Wenn das Heidekraut nicht ganz aufblüht.
6. Wenn der Herbst sehr stürmisch ist.
7. Wenn es Michaelis viel regnet.
8. Wenn es schon Ende November oder Anfang Dezember schneit und Frost gibt.
9. Wenn die Vögel im Herbst mager sind.
10. Wenn es im Herbst viele Mäuse und Regenwürmer gibt.

Wann haben wir einen strengen Winter zu erwarten?

1. Wenn die Bäume ihr Laub lange behalten.
2. Wenn im Sommer viel Höhenrauch gewesen ist.
3. Wenn die Vögel im Herbst fett sind.
4. Wenn das Heidekraut reich blüht.
5. Wenn Anfang November schönes helles Wetter ist.